

Producing Space: Neue (Reflexions-)Räume für die HSG!

Langsam schlendere ich durch die dämmrigen Gänge von der Bibliothek in Richtung Lernzone. Es ist nach sechs Uhr. Ich höre nur das Klacken meiner Absätze durch die leeren Korridore hallen. Mein Blick schweift vorbei an der Videoinstallation von Roman Signer, gleitet um die Ecke und bleibt einen Moment hängen an den Lichtreflexionen auf der inzwischen dunkeln Glastüre zur Mensa. Dann wandert er einen Gang weiter vorbei an den WCs zur engen Treppe. Für einen kurzen Augenblick fühlt es sich so an, als ob mich die kahlen Betonmauern der HSG in den Arm nehmen. Ein seltsames Glücksgefühl überkommt mich.

In unserem Kurs „Zementierte Macht“ haben wir das vergangene Semester versucht, die vielschichtige Art und Weise, wie die materialisierte Welt Macht auf uns ausübt, besser zu verstehen. Wir haben intensiv thematisiert, wie uns Architektur über ihre Bedeutung und Ästhetik verführt und uns als bestimmte Subjekte anruft. Ich glaube, ich war schon immer sehr empfänglich für diese Form der Machtwirkung von Architektur. Vielleicht mag ich es deshalb, mir Kirchen anzuschauen, in die Tonhalle zu gehen, in Berlin skurrile und abgefuckte Clubs zu erkunden oder monumentale Museen zu besuchen. Wenn ich ehrlich bin, betrete ich diese Gebäude wohl weniger wegen des Inhalts, dem sie sich verschrieben haben. Ich betrete sie vielmehr, weil ich jedes Mal von Neuem fasziniert bin, wie mich diese Räume verwandeln. Es ist, als ob sie mich auf ganz unterschiedliche Art und Weise zu einem anderen Menschen konfigurieren. Ich bewege mich anders, ich spreche anders, ich nehme anders wahr, ich fühle mich anders. Wie in einer Parallelwelt erlauben sie mir, aus meinem Alltag-Ich herauszutreten. Sie sind so etwas wie meine ganz persönlichen Heterotopien.

Manchmal wünsche ich mir allerdings, ich würde nicht so stark auf solche räumlichen Ordnungen reagieren. Von den unangenehmen Empfindungen, die räumliche Strukturen im ersten Moment in mir auslösen, kann ich mich nur schlecht distanzieren. Insbesondere, wenn ich weiss, dass ich mich dieser räumlichen Ordnung nicht wie in einem Club oder einem Museum jederzeit entziehen kann. In solchen Situationen sollte ich mir in Zukunft stärker in Erinnerung rufen, dass die Art und Weise, wie wir Räume wahrnehmen, nicht fest in die Architektur eingeschrieben ist. Selten ist mir die Kontingenz von Raum und räumlichem Erleben so bewusst geworden wie hier an der Universität St. Gallen. Wahrscheinlich, weil mich wohl noch nie eine Architektur in einem solchen Ausmass geprägt, geformt und diszipliniert hat.

Kalt, schwer und bedrückend habe ich die Gebäude wahrgenommen, als ich die HSG das erste Mal betreten habe. Nicht wie eine weltoffene Bildungsinstitution, sondern mehr wie eine abgeschottete Festung wirkte die Universität auf mich von aussen. Auch das Innere des massiven Gebäudekomplexes, in das kaum Tageslicht dringt, ist nur wenig einladend.

Grauer Beton, schwarzer Granit, dunkle, edle Hölzer – die Materialien strahlen eine kühle Erhabenheit aus, die ich so gar nicht mit meinem chaotischen Studienleben in Verbindung bringen konnte. Überhaupt schien mir die HSG leer. Schwerfällig und irgendwie verloren stehen die wenigen Stühle und Tische in den dämmrigen Gängen. Vereinzelt sah ich Studenten dort sitzen, wohl beschäftigt mit Lernen, während andere scheinbar zielstrebig zur nächsten Vorlesung hasteten. Wo finden denn hier die angeregten Diskussionen über Gott und die Welt statt, wo ist das viel beschworene Studentenleben? Ich konnte es mir nicht vorstellen. Ein starkes Gefühl von Unbehagen überkam mich, als mir klar wurde, dass ich bald jeden Tag durch diese Gebäude wandeln würde.

Auch jetzt noch finde ich die Gebäude der HSG schwer, düster und ein bisschen unnahbar. Im Gegensatz zu früher, stört mich das jedoch nicht mehr bzw. nur noch ganz selten. Heute habe ich das Gefühl, dass mir die kühle, minimalistische und monumentale Architektur auch ein Gefühl von „Aufgehobensein“ vermittelt. Sie fokussiert mich und gibt mir Halt. Die vielen Geschichten, die ich zusammen mit meinen Mitstudenten in den vergangenen eineinhalb Jahren in diesen Gebäuden geschrieben habe, haben diese Architektur für mich semantisch neu aufgeladen. In den Stunden, in denen wir in den Gruppenräumen über Projekten gebrütet, bis spät nachts Theaterstücke geübt, Controlling gebüffelt, im Adhoc zusammen Bier getrunken und über strategisches Management gelästert haben, ist die HSG zu einem anderen Ort geworden. Sie wurde zu einem sozialen und familiären Ort – einem Raum, den ich mit vielen glücklichen Momenten verbinde. Nichtsdestotrotz wird sie mir immer etwas fremd bleiben. Jetzt ist es aber eine Fremde, die ich genieße.

Durch diese Vorlesung und meine Erlebnisse hier an der Universität habe ich realisiert, dass Raum etwas Performatives und Prozessuales ist. Die Bedeutung, die einem Raum zugeschrieben wird und die Atmosphäre, die er ausstrahlt, ist nie unabhängig von den sozialen Praktiken, die in diesem Raum stattfinden. Die soziale Ordnung, die durch eine gewisse Architektur hergestellt wird, ist Gegenstand sozialer Aushandlungsprozesse. Sie kann kontestiert und anders ausgelegt werden. Zwar sind die Machtwirkungen von Architektur kontingent, weil Gebäude auf vielfältige Art und Weise interpretiert, gelebt und angeeignet werden können. Trotzdem impliziert Architektur als „boundary object“ auch immer bestimmte Lesarten und schliesst andere aus (Joerge, 1999: 424).

Manchmal frage ich mich, was die HSG für eine Universität wäre, wenn man sie anders gebaut hätte. Die Architektur der HSG trägt mehr Interpretationsspielraum in sich, als man auf den ersten Blick erwartet und sie wird von den verschiedenen HSG-Studenten und Professoren ganz unterschiedlich erlebt. Sie schafft dennoch einen Raum, der nicht beliebig gedeutet werden kann und der im Zusammenspiel zwischen seiner Materialisierung und den sich darin abspielenden sozialen Praktiken gewisse Deutungen bewusst ausschliesst. Nicht jeder Architektur ist die gleiche Offenheit inhärent, sie neu respektive anders auszulegen. Die HSG ist für die Studierenden ein Raum des Denkens, Lernens und Netzwerkens – sie ist aber kaum ein Ort des spielerischen Experimentierens. Die Subjektivierungsprogramme dieser Architektur sind zwar nicht auf ewig darin festgeschrieben. Sie sind gegenwärtig aber doch so stark verankert, dass man nur gegen grosse Widerstände daraus ausbrechen kann.

Symptomatisch dafür scheint mir, dass der „freiraum“, der den Studierenden für persönliche Projekte seit dem Break zur Verfügung steht, bis jetzt so gut wie nicht genutzt wird. Einzig ein paar simple, weisse Plakate mit der schwarzen Aufschrift „happiness muss nicht expensive sein“ deuten darauf hin, dass hier etwas passieren könnte. Doch die HSG-Studenten und Studentinnen scheinen zu beschäftigt damit, an ihren Karrieren zu feilen, als dass sie Zeit und Lust hätten, die Gebäude der HSG spielerisch und subversiv in Anspruch zu nehmen. Selbst wenn man ihnen Raum dafür bietet. Dies liegt möglicherweise daran, dass sich dieser Raum durch seine Lage und Architektur zu wenig von den Subjektivierungsprogrammen abgrenzt, die den Rest der Universität dominieren. Nur weil ein Raum offen und ungenutzt ist, fungiert er schliesslich noch nicht automatisch als Raum, der die Menschen dazu einlädt, soziale Ordnungen in Frage zu stellen und neu zu denken. Andererseits würde möglicherweise ein einziger Mensch, der diese Subjektivierungsprogramme ignoriert, genügen, um den „freiraum“ zu einem „void“ zu machen (Vgl. Clegg & Kornberger, 2006: 155ff.). Warum versuche ich eigentlich nicht selbst, herauszufinden, ob das möglich ist?

Viele moderne Architekten haben früher einmal gedacht, dass die „richtige“ Architektur die Lösung für einen Grossteil unserer sozialen Probleme sei. Dass sich das Verhältnis zwischen Raum, Macht und sozialer Ordnung nicht ganz so einfach darstellt, das ist heute den meisten Architekten bewusst. Architektur alleine kann die Welt nicht retten. Sie kann uns aber, davon bin ich auch nach diesem Seminar immer noch überzeugt, helfen „to engage in the struggles that represent our social realities“ (ebd.: 160). Neue Zugänge zu dem, was eine Business School ausmacht, sind in Anbetracht dessen, dass die Wirtschaftswissenschaften zunehmend mitverantwortlich gemacht werden für unsere gegenwärtigen ökologischen Herausforderungen, die wachsende soziale Ungleichheit oder die volatilen Finanzmärkte, heute mehr denn je gefordert. Um solche neuen Perspektiven zu entwickeln und bestehende (Wissens-) Ordnungen zu hinterfragen, benötigt die HSG wahrscheinlich nichtsdestotrotz auch anders gebaute Räume. Sie braucht Räume, die Ungewissheit inszenieren, Grenzen verweigern, Potentialitätsfelder und Komplexität generieren und dadurch neue Denk- und Handlungsweisen, neue Ordnungen und Fragen ermöglichen (Vgl. ebd.: 157). Vielleicht hatte Le Corbusier doch nicht so unrecht, als er in den 20-er Jahren propagierte: „Architecture or Revolution“ (Vgl. ebd.: 148).

Literatur

- Clegg, S. & Kornberger, M. (2006): „Organising space“, in: S. Clegg, & M. Kornberger (eds.): Space, Organization and Management Theory. Kopenhagen: Liber & Copenhagen Business School Press, pp. 143-162.
- Joerges, B. (1999): „Do Politics Have Artefacts?“, in: Social Studies of Science, Vol. 29, No. 3 (Jun., 1999). London: SAGE, pp. 411-431.